

**D**AY & TAXI: DER BANDNAME hakt sich fest, weil er sich nicht auflösen lässt. Eine Freundin, erinnert sich Christoph Gallio, habe ihn spontan vorgeschlagen, als sie gerade gemeinsam in einem Katalog des britischen Künstlerpaars Gilbert & George blätterten. Das ist nun über dreißig Jahre her, und Gallio, der 1957 in Winterthur geborene Alt- und Sopransaxophonist, ist aus der Schweizer Jazz-Szene nicht mehr wegzudenken. 1988 formierte er, damals noch mit Lindsay L. Cooper am Bass und Dieter Ulrich am Schlagzeug, die Band Day & Taxi. Ganz zu Beginn war sie ein Quartett mit Urs Blöchlinger (1954–1995) als zweitem Saxophonisten, aber für zwei Alphatiere gab es keinen Platz im Raum, und Gallio blieb mit dieser Formation – er leitet auch noch andere, beispielsweise Mösiöblö (Monsieur Bleu) – fortan beim Trio. Mit ihm erwies er sich als stilbildend, obwohl die Rhythmusgruppe mehrfach umbesetzt wurde. Dominique Girod kam 1997 für Cooper, später taten Daniel Studer, Christian Weber, Marco Käpeli und David Meier eine Zeitlang mit. Die aktuelle Ausgabe von Day & Taxi präsentiert sich mit Gallio am Saxophon, dem jungen Oltener Silvan Jeger am akustischen und elektrischen Bass sowie am Sequenzer – und dem erfahrenen US-Amerikaner Gerry Hemingway an Schlagzeug und Perkussion.

Die jüngsten Alben der Formation, »Devotion« und »Run, the Darkness Will Come!«, beide aufgenommen in Gallios Percaso-Studio in seinem Haus in Baden, umfassen je rund zwanzig Stücke. Einige sind sehr kurz, einige umspielen Gedichte von Friederike Mayröcker, Steve Dalachinsky, Thorsten Krämer und anderen. Gallio brilliert mit seinem rauen, vielfältigen Ton und quirligen Einfällen, in denen er weitab von jedem Purismus mit Klangfarben, Stilformen und musikalischen Versatzstücken spielt. Zitat und Parodie: Hier sind sie als Ausdrucksformen ganz selbstverständlich. Gleichwohl ist die Musik von Day & Taxi auf einer höheren Ebene genuin und spontan; Interplay wird großgeschrieben, Sinnlichkeit grundiert die Ironie in den prägnanten Kompositionen, die viel Raum für Improvisationen lassen.

Die meisten Stücke schreibt Gallio, wie er im Gespräch erläutert, am Klavier. Wenn er nicht unterwegs ist, arbeitet er in seinem verwunschenen Haus mit Teich und Garten im aargauischen Baden, über dem steil abfallenden Limmatufer, gut zwanzig Kilometer von Zürich entfernt, im zersiedelten, als Land der Autobahnzubringer verschrienen Schweizer Mittelland. Hier stört er niemanden, auch wenn die Hauskonzerte, die er alle vier Wochen veranstaltet, bis in alle Nacht dauern. »Die Reinschrift der am Klavier entworfenen Stücke«, sagt er, »erfolgt am Computer. Dort passiert noch einiges, weil ich die Komposition anhören kann und sie wieder verändere.«

Musik wurde Gallio nicht in die Wiege gelegt. Im Gegenteil: »Ich hätte alles Mögliche werden sollen, nur nicht Musiker oder Künstler«, erinnert er sich, »vielmehr Jurist oder Arzt, der erste Akademiker in der Familie jedenfalls. Mein Vater war Färbermeister. Er hat sich dann selbständig gemacht und mit Partnern Textilfirmen saniert, er machte eine dieser typischen Wirtschaftswunder-Karrieren der Nachkriegszeit.« Als Einzelkind war der kleine Christoph das Ziel aller elterlichen Projektionen. Gitarre spielen durfte er nicht, Klavier üben wollte er daraufhin aus Trotz schon gar nicht. »Ich war ein Rebell und sicher ein sehr mühsamer Jugendlicher«, erzählt er. »Kurz vor dem Abitur in Basel bin ich

Ein selbständiger Eigensinniger:  
Der Schweizer Saxophonist  
**CHRISTOPH GALLIO**, von Urs  
Voerkel und Steve Lacy gefördert,  
hat auf verschlungenen Pfaden  
zu sich gefunden und streckt  
sich nun unbeirrt aus.

VON MANFRED PAPST

# Bildnerisch per se

ausgestiegen und davongelaufen.« Damals hatte er schon verschiedene Schweizer Internate besucht, während die Eltern in Italien wohnten. Nachdem er die Schule geschmissen hatte, drehten sie ihm den Geldhahn zu. »Daraufhin wurde ich Wächter beim Sicherheitsdienst Securitas«, berichtet er, »und mit meinem ersten Lohn habe ich mir für dreihundert Franken ein Kohlert-Sopransaxophon gekauft, in einem Antiquitätenladen. Ich hatte noch nie einen Ton gespielt, aber ich wusste, dass ich so ein Instrument haben musste.«

Gallio begann also als Autodidakt. Er wohnte damals in einer Mansarde in Basel und improvisierte »wie ein Irrer« (seine Worte) zu Platten von Ornette Coleman. Jazz gehört hatte er damals schon eine ganze Weile: »Das fing an, als ich 14 war, noch in Italien. Ich hatte einen Freund dort, der Miles Davis hörte, Soft Machine, auch Grateful Dead. Und es gab damals eine Radiosendung, die von Lucio Dalla moderiert wurde.« So lernte er auch die Musik von Jimi Hendrix und Frank Zappa kennen. Als er dann in Schiers im Internat war, war für ihn der Plattenversandladen BRO Records in St. Gallen wichtig. Er ließ sich eine LP-Box mit Aufnahmen vom Newport Jazz Festival schicken, aber auch eine Deutsche Grammophon-Avantgarde-Box mit Ligeti, Luc Ferrari, Stockhausen. »Das fand ich supergeil«, sagt er. »Ich hatte Sachen, die sonst niemand hörte. In Schiers gingen auch Mathias Rüegg, der spätere Gründer und Leiter des Vienna Jazz Orchestra, und der Bassist Heiri Känzig zur Schule. Es gab dort etliche Leute, die Musik machten. Was sollte man sonst auch tun? Im Winter kam ja gar keine Sonne in den Ort. Ich habe es fast nicht ausgehalten.«

In der Basler Mansarde einsam vor sich hin zu tröten, war indes keine Dauerlösung für Gallio. Bald fing er an, mit Leuten aus der Free Jazz-Szene zu spielen. Als Brotjob verkaufte er Platten bei Musik Hug, dem führenden Fachgeschäft am Ort. Zudem arbeitete er als Zeitungsausträger. Schließlich zog es ihn aber doch ans Konservatorium, weil er den Eindruck hatte, dass er als Autodidakt auf keinen grünen Zweig kam. Zwei Jahre lang befasste er sich mit den Grundlagen der Musik und unterkellerte gewissermaßen sein Luftschloss. Iwan Roth wurde ein wichtiger Lehrer für ihn, und da es für Sopransaxophon kaum Literatur gab, lernte er pflichtgemäß Altsaxophon spielen. Wenn er heute auf sein Leben zurückblickt, denkt er, dass es die Verbindung von Eigensinn, Neugier und Lernwille war, die ihn zu dem machte, was er ist.

Wichtig wurde für ihn die Begegnung mit dem Jazzpianisten Urs Voerkel (1949–1999). »Ich habe ihn an einem Konzert kennengelernt«, erinnert er sich, »wir haben uns auf Anhieb verstanden, und er hat mich eingeladen, in der Werkstatt für Improvisierte Musik (WIM) in Zürich mit Irène Schweizer zu spielen. Deshalb bin ich dann auch nach Zürich gezogen.« Ein weiteres wegweisendes Zusammentreffen war für ihn das mit dem Saxophonisten Steve Lacy und dessen Frau, der Musikerin Irène Aebi. In Paris kamen sie sich nahe; Lacy förderte den jungen Schweizer Kollegen, gab ihm Stunden, zog mit ihm durch die Klubs. Später tauschten sie in Ferienzeiten die Wohnungen. Lange nach Lacys Tod im Jahr 2004 kaufte Gallio Irène eines seiner Instrumente ab und ließ es restaurieren. Auf seiner jüngsten Platte kommt es erstmals zum Einsatz.

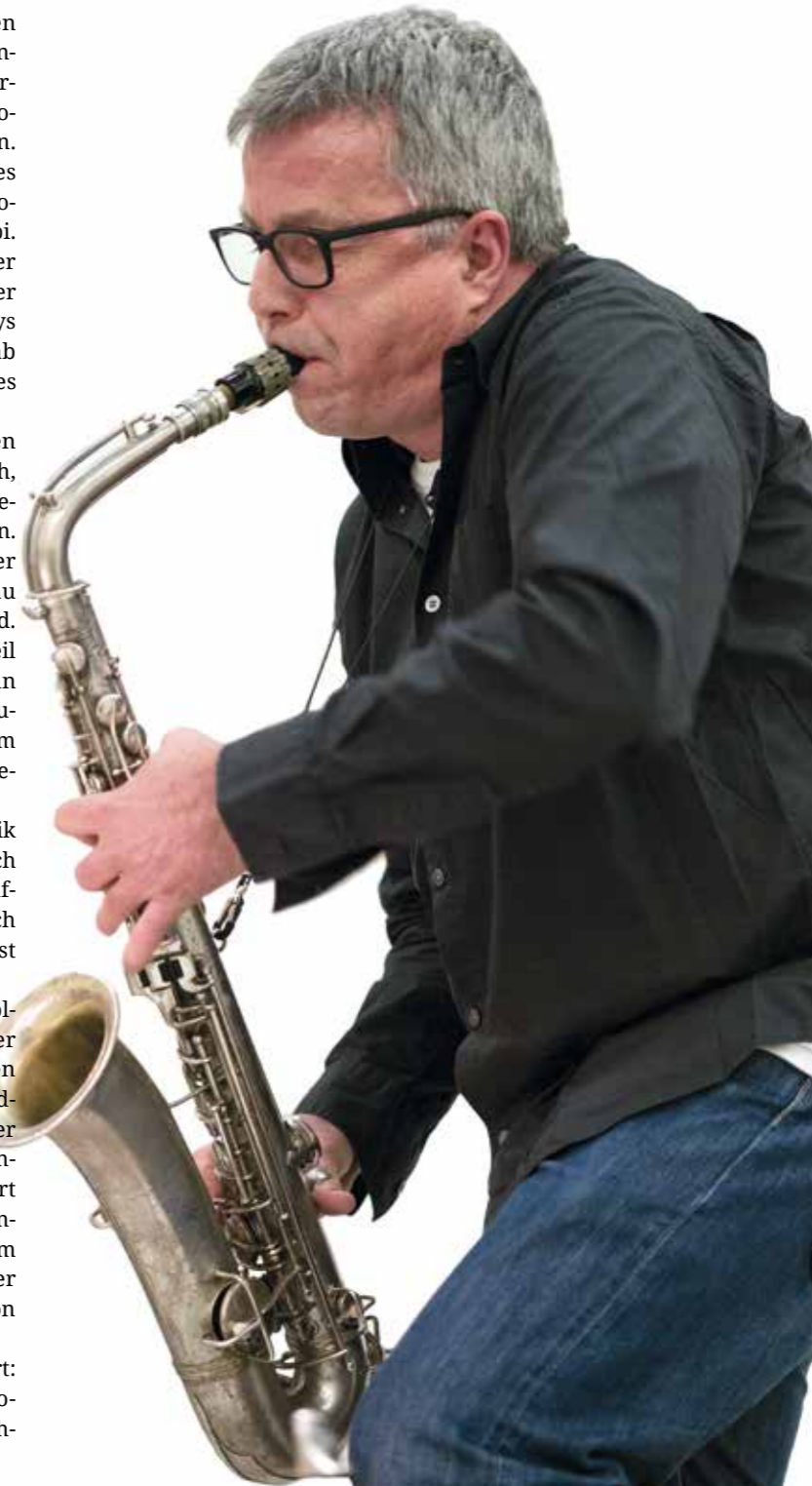
Viele Jahre hat Christoph Gallio sein Brot mit Unterrichten verdient. Zunächst suchte er sich Schüler im Großraum Zürich, die privat zu ihm kamen, so dass er nicht an die Schulferien gebunden war; später unterrichtete er auch an zwei Musikschulen. Fünfzehn Jahre lang hielt er sich so über Wasser, dann wagte er den Sprung ins freie Künstlerleben. »Das war dank meiner Frau möglich, die gleichzeitig mein Hauptsponsor ist«, sagt er lachend. »Sie sorgt als Leiterin eines Sozialwerks in Bern für den Großteil des Haushaltseinkommens.« Mit Mitte fünfzig hat Gallio dann nochmals die Schulbank gedrückt und an der Zürcher Hochschule der Künste seinen Master in Transdisziplinarität gemacht, einem Fach, das Philosophie und Soziologie mit verschiedensten anderen Disziplinen verbindet.

Das Label Percaso (Zufällig) hat er gegründet, um seine Musik in der Kadenz und Gestalt herauszubringen, die ihm passen. »Ich muss nicht monatelang auf keine Antwort warten«, sagt er aufgeräumt, »ich habe eine Grafikerin meiner Wahl und kann auch die Coverbilder selbst auswählen. In den Zeiten des Internets ist zudem der Vertrieb nicht mehr so ein Problem wie früher.«

Bildende Kunst hat für Gallios Musik immer eine wichtige Rolle gespielt. Dazu sagt er: »Ich habe mich lange nicht als Musiker gesehen, sondern als bildenden Künstler, der gewissermaßen Klangbilder und Klangskulpturen erschafft. Ich denke sehr bildlich. Auch die Auseinandersetzung mit den Melodielinien hat per se etwas Bildnerisches.« Deshalb pflegt er die Kontakte zur einheimischen wie zur internationalen Kunstszene und realisiert gern interdisziplinäre Projekte, etwa in langjähriger Zusammenarbeit mit dem Künstler Beat Streuli – letztere Arbeit ist auf dem Album »Road Works« (Percaso 2013) dokumentiert. In seiner »sozialen Musik« setzt Gallio stark auf die aktive Partizipation der Zuhörer.

Noch immer übt Christoph Gallio regelmäßig. Doch er präzisiert: »Ich arbeite mich nicht an Läufen ab, um der schnellste Saxophonist der Welt zu werden. Ich arbeite am Klang, am Ton. Die Tech-

nik ist mir nur insofern wichtig, als ich ungehindert umsetzen können will, was ich an Ideen habe.« Wenn er sich nicht mit seiner eigenen Musik befasst, kehrt er gern zu Jazz-Klassikern der 1950er- und 1960er-Jahre zurück. Zu Thelonious Monk etwa: »Das ist wie Brot, das verleidet dir nie«, erklärt er. Aber auch zu John Coltrane, Ornette Coleman, Don Cherry. Mit John Zorn verbindet ihn die Neigung, Klänge und Geräusche aus ganz verschiedenen Bereichen in kurzen Sequenzen gegeneinander zu setzen. Er liebt die Bricolage. Inspiration findet er aber auch im elektronischen, synthetischen Pop. Von seinem Wesen her ist er kein fröhlicher Adabei, auch nicht der geborene Sideman; dafür ist er zu eigensinnig und zu wählerisch. Als konsequenter Außenseiter zählt er jedoch zu den erfrischendsten Figuren im Schweizer Jazz. |



© CHRISTIAN HARTMANN/IDWALDER MUSEUM